

Leseprobe

VICTORIAN SECRETS

Verbotene Sünden

VON HELEN B. KRAFT



Steampunk Romance

Copyright © 2014 Romance Edition

ISBN-Taschenbuch: 978-3-902972-18-7

ROMANCE  EDITION

1. Kapitel

17. Februar 1889

Das kleine Gasthaus am *Old Swan Pier* wurde seinem Ruf als erste Anlaufstelle für Londons Abschaum mehr als gerecht. Es lag in der dunkelsten Ecke und bot nicht nur Trunkenbolden einen Platz zum Saufen, sondern auch alle Arten von zwielichtigen Gestalten nutzten die vielen Winkel des Gastraumes, um dort ihren Geschäften nachzugehen.

Lord Ian Connery gehörte weder zu der einen noch der anderen Sorte; er gehörte dem hiesigen Adel an, wenngleich dies nicht immer von Vorteil war. Er mochte es nicht, wie ihn die anderen Lords und Ladys ansahen, er hasste es geradezu, wie sie seine Narben anstarrten, als sei er ein Wesen aus einer Sage. Dennoch war dies nicht der Grund, warum er deren Gesellschaft mied und stattdessen hierher kam. Er musste etwas abholen, von dem er nicht wollte, dass es jemand seines Standes mitbekam. Zu wertvoll, als dass er diese Aufgabe einem Boten hätte überlassen können, zu gefährlich, als dass er es seinem Butler Thorpe hätte zumuten wollen.

Der Schankraum war gut gefüllt und der Lärmpegel entsprechend hoch.

Ian, der lässig auf einem wackeligen Stuhl saß, beugte sich vor, um sein Gegenüber genauer zu mustern. Der breitschultrige Mann mit dem fettigen Haar leerte sein Pint mit einem kräftigen Schluck und stellte es dann auf den zerkratzten Tisch, bevor er sich mit dem Handrücken über den Mund wischte.

Ian verzog die Lippen. »Hören Sie auf, meine Zeit zu vergeuden, James.«

»Erst mein Geld.«

»Ohne vorher zu prüfen, ob ich das erhalte, wofür ich zahle? James, ich bitte Sie. Ich mag kein Halsabschneider sein, aber ein Narr bin ich ebenso wenig.«

James Plummer hob die Schultern und zog den Kopf ein. Als er breit grinste, entblößte er ein Gebiss, das nicht mehr ganz vollständig war.

Auch wenn sich der Kerl benahm, als könne er kein Wässerchen trüben, wusste Ian genau, dass James einen gefährlichen Ruf hatte. Er prügelte sich gern und man sagte ihm nach, dass er bereits einen Mord begangen hätte. Das kümmerte Ian jedoch nicht, denn was er von dem Mann verlangt hatte, rechtfertigte nicht, dass dieser ihn angriff oder gar verletzte. Immerhin würde James sehr gut für seine Dienste entlohnt werden.

»Ich will mehr«, sagte der wie aufs Stichwort.

Ian hatte nichts anderes erwartet. »Nein. Sie haben bereits eine ordentliche Anzahlung erhalten. Sie wissen, dass ich nicht spaße. Wenn Sie mich reinlegen, werden Sie es bereuen. Im Gegenzug habe ich Ihnen diese üppige Summe in Aussicht gestellt, auf die Sie wohl keinesfalls verzichten wollen. Oder?« Er schob die Brauen zusammen, um seiner unverhohlenen Drohung mehr Nachdruck zu verleihen.

»Sie machen es einem echt schwer, Sir.«

»Ich bin nicht hier, um Sie zu belustigen. Also?«

Plummer langte neben sich und zog einen Briefumschlag hervor. Er reichte ihn über den Tisch, sodass Ian ihn entgegennehmen konnte.

Ein kurzer Blick genügte, ihn davon zu überzeugen, dass der Inhalt dem Gewünschten entsprach. Zufrieden zog er eine Geldkatze hervor und schob sie über die zerschrammte Tischplatte. Während Plummer den Lederbeutel eilig unter seiner Weste verschwinden ließ, erhob sich Ian und ließ ein paar Münzen zurück.

»Sie vergessen am besten, dass ich hier war, James.«

Ohne dessen Zustimmung abzuwarten, verließ er das Gasthaus. Draußen atmete er tief ein. Der Geruch nach Meer, Fisch und Unrat stieg ihm in die Nase, deutlicher als im Gastraum. Es war kalt; an der Themse herrschte immer ein wenig Wind, sodass er den Kragen seines Mantels hochschlug.

Ihm waren keinesfalls die Blicke der übrigen Gäste entgan-

gen. Selbst diese Schicht empfand eine morbide Faszination, wenn sie ihn mit seinen Entstellungen erblickte. Und wie jedes Mal fühlte er sich dabei wie ein Ausstellungsobjekt in einer Kuriositätenmenagerie. Er schüttelte sich, um das Gefühl loszuwerden und lenkte seine Gedanken zu erfreulicheren Themen. Endlich hatte er, was er wollte. Jetzt wurde es Zeit, nach Hause zu gehen.

»Lass mich los, du Grobian!«

Dem Schrei folgten ein Klatschen und ein derber Fluch.

Eigentlich sollte Ian sich umdrehen und gehen, doch als er ein Schluchzen vernahm, kam er nicht gegen sein Ehrgefühl an, das ihn dazu zwang, einer Frau in Not beizustehen.

»Halt's Maul, du blöde Schlampe!«

Obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte, ging er auf die Kisten und Fässer zu, die darauf warteten, auf das nächste Hoover-Boot geladen zu werden und aus deren Richtung die Stimmen kamen.

Er umrundete das Hindernis und fand sich einem Pärchen gegenüber, das sich heftig stritt. Der schrille Tonfall der Frau tat ihm in den Ohren weh, verriet aber gleichzeitig auch ihre Furcht.

Auch ohne das schwache Licht der Gaslaterne über ihren Köpfen erkannte Ian, dass es sich um eine Hure und ihren Freier handeln musste. Die Frau war nicht halb so auffällig geschminkt, wie es Damen ihres Gewerbes für gewöhnlich zu tun pflegten, aber der tiefe Ausschnitt ihres Kleides und der an ihrem Gürtel befestigte Saum ihres Rockes, der dadurch einen guten Blick auf ihren bestrumpften Schenkel freigab, sprachen Bände. Das lange seidig-schwarze Haar hatte sie hochgesteckt, dennoch hatten sich einige Strähnen gelöst und umspielten ihr fein geschnittenes Gesicht.

Keiner der beiden bemerkte Ian.

Er wollte sich schon wieder abwenden, als er das Messer sah, das in der Hand des Mannes aufblitzte. Unwillkürlich erinnerte ihn die Szene an die Berichterstattung zu den Whitechapel-Morden von Jack the Ripper bis vor einigen Wochen, sodass er,

ohne weiter darüber nachzudenken, einen Satz nach vorn machte.

»He!«, schrie der Mann überrascht und holte aus.

Das Messer zischte durch die Luft und erwischte Ian am Arm. Sofort wogte heißer Schmerz durch ihn hindurch, den er jedoch weitestgehend ignorierte, ebenso wie die klebrige Feuchtigkeit, die sich auf dem Hemd unter dem Mantel ausbreitete. Durch einen Schwinger seines Arms traf er den Angreifer mit der Faust am Kinn, der daraufhin benommen zurücktaumelte. Doch anstatt zu fliehen, bleckte der Kerl nur die Zähne, suchte sich einen festen Stand und fuchtelte mit dem Messer.

»Komm ruhig her, du Schnösel. Ich schlitz dir den Wanst auf und lass dich verrecken!« Die Worte kamen leicht verschwommen, was zeigte, dass der Mann schon einige Bier zu viel intus hatte.

Ian hob eine Braue. Er verdrängte das Pulsieren der Wunde und stellte sich zwischen den Kerl und die Frau, die dem Schauspiel mit weit aufgerissenen Augen folgte.

»Gehen Sie!«, herrschte Ian sie an und konzentrierte sich weiter auf seinen Gegner.

Dieser nutzte die winzige Ablenkung und sprang auf Ian zu, der einen erschrockenen Laut ausstieß und sich zur Seite wendete, um einer weiteren Verletzung zu entgehen. Im nächsten Moment packte er den Arm des Mannes. Mit einer schnellen Bewegung verdrehte er dessen Handgelenk. Der Kerl schrie gequält auf und als Ian den Druck erhöhte, musste der Freier den Griff um die Waffe lockern, sodass Ian sie ihm entwinden konnte. Er warf sie zwischen die Kisten, wo sie bei diesen Lichtverhältnissen nur schwerlich wiedergefunden werden konnte.

Sie atmeten beide heftig von der kleinen Rangelei, was jedoch nichts daran änderte, dass Ian weiter Herr der Lage blieb.

»Hast du genug oder möchtest du, dass ich dir beibringe, wie man eine Dame behandelt?«, raunte er mit Eis in der Stimme.

Der Kerl drehte den Kopf und spuckte Ian an. Ungerührt ramnte dieser ihm den Ellbogen in die Seite. Der Freier keuch-

te auf und klappte gleichzeitig zusammen.

Ian ließ ihn los, um ihm nicht das Schultergelenk auszukugeln. Es fehlte gerade noch, dass ein übereifriger Constable gerufen wurde, der dumme Fragen stellte, die Ian nicht bereit war, zu beantworten. Niemand sollte wissen, dass er sich nachts hier herumtrieb.

Mit einer Ruhe, die er keinesfalls empfand, wischte er sich mit dem Ärmel seines ohnehin ruinierten Mantels über das Gesicht und sah den am Boden Liegenden abfällig an. Nur widerstrebend hielt er sich davon ab, den Kerl zu treten. »Verswinde und schlaf deinen Rausch aus! In Zukunft überlegst du es dir besser zweimal, ob du eine Frau angreifst. Du weißt nie, wer in der Nähe ist.«

Diesmal schien der Kerl begriffen zu haben, dass er gegen Ian nicht ankam, denn er rappelte sich auf, ballte noch einmal die Faust in Richtung der Hure und rannte in die Nacht davon. Nach wenigen Metern hatten ihn die Schatten verschluckt.

Ein Geräusch hinter ihm erinnerte Ian an die Frau. Er wandte sich um und sah sie auf sich zutaumeln. Auch sie schien zu tief ins Glas geschaut zu haben.

»Sie sollten ebenfalls gehen.«

»I-Ich muss noch arbeiten. Aber d-danke, dass Sie mir geholfen haben. Ein echter Gentleman.«

Er schnaubte. Als er sich jedoch abwenden wollte, legte sie ihre schmale Hand auf seinen Arm. Sofort sog Ian scharf Luft durch die Zähne. Die Hure hatte zielsicher nach der Stelle mit dem Schnitt gefasst.

»Sie sind verletzt!«

Er winkte ab, ehe sie sich die Sache näher ansehen konnte. »Nicht der Rede wert. Er hat mich nicht richtig erwischt.«

Dennoch würde er die Wunde im *London Hospital* nähen lassen. Dort stellte man keine Fragen und sein Körper heilte rasch, aber weder das eine noch das andere musste die Frau wissen.

»Und Ihr schöner Mantel! Dieser Mistkerl. Er wollte eine Nummer auf Kosten des Hauses und jetzt hat er auch noch Ihre Kleidung ruiniert.« Die Hure schnalzte missbilligend mit

der Zunge.

»Wie ich schon sagte, es ist nichts. Ich werde den Verlust des Mantels und des Hemdes verschmerzen, Miss.«

»Josephine Mills, aber alle nennen mich nur Milly.« Jetzt gurrte sie beinah. Ihre Rechte glitt unter den Mantel und suchte sich einen Weg zu den Knöpfen an Ians Hemd. Er konnte fühlen, wie ihre kessen Finger in die Schlitze glitten, bis sie seine bloße Haut berührten. »Ich muss mich noch richtig bei Ihnen bedanken, Sir. Ohne Ihre Hilfe hätte mich der Mistkerl vergewaltigt. Kommen Sie, lassen Sie Milly ein bisschen nett zu Ihnen sein.«

Ian fluchte unterdrückt. So kam er nicht weiter. Die Frau würde ihn nicht so ohne Weiteres gehen lassen. Er umfasste ihr Handgelenk so sanft wie möglich und versuchte es auf die einzige Art, die ihm geeignet erschien. Er drehte sich so, dass sie sein Gesicht deutlich sehen musste. Wie erwartet erlebte sie ein bisschen beim Anblick seiner Narben.

»S-Sie sind Lord Connery!«

»Gut, dann wissen Sie auch, dass ich es nicht schätze, angefasst zu werden.«

Sofort riss sie ihre Hand zurück. »Verzeihung, ich ...«

»Schon in Ordnung. Vergessen Sie einfach, dass ich hier gewesen bin. Dann sind wir quitt.«

Ein berechnender Zug trat auf ihre Miene und der eben noch erschrockene Ausdruck ihrer Augen verwandelte sich in Gier.

Um ihrer unausgesprochenen Forderung zuvorzukommen, beugte sich Ian zu ihr und sagte leise: »Eine Lady wie Sie sollte nicht allein in diesem Viertel herumstreunern. Ich bezahle Ihnen eine Luftdroschke. Oder ist es Ihnen lieber, ich rufe einen Schutzmann, damit er Sie nach Hause geleitet?«

Sie erblasste. Zufrieden richtete sich Ian auf. Milly würde sein Angebot annehmen, denn sie wollte auf keinen Fall, dass die Behörden auf sie aufmerksam wurden. Königin Victoria hatte harte Strafen auf die Ausübung von Prostitution gesetzt.

*

Emma St.Claire schob sich eine Strähne ihrer rotbraunen Locken hinters Ohr, ehe sie die massive Eichentür öffnete, die ins Innere des *London Hospitals* führte. Der unangenehme Geruch von Krankheit und Tod schlug ihr entgegen und sorgte dafür, dass Emma einen Moment innehalten musste. Hospitale galten nicht ohne Grund als Sammelstätten für Todgeweihte. Wer hierher gebracht wurde, kam nur in den seltensten Fällen lebend wieder heraus.

Angewidert verzog Emma den Mund und hob den Schal vor ihr Gesicht, in der Hoffnung, leichter atmen zu können. Ein frommer Wunsch, der sich nicht erfüllen wollte. Wie die Finger eines Bettlers griff der Gestank nach ihr und setzte sich in ihrer Nase fest. Allein ihre Ausbildung zur Agentin des *Scotland Visi-onal Yard*, kurz SVY, half ihr dabei, sich zusammenzureißen. Diese Unterabteilung des *Scotland Yard* setzte sich aus Menschen mit den unterschiedlichsten Fähigkeiten zusammen. Eines jedoch hatten alle gemeinsam: Ihre Gaben hatten etwas mit Träumen, Empathie oder Gedankenkontrolle in jedweder Form zu tun und sie dienten der Aufklärung von Verbrechen.

Emma war eine Traumgängerin, konnte in den Träumen der Menschen ein- und ausgehen, was sie zu einem wichtigen Glied in der Beweiskette des Yards machte. Sie war als solche geboren worden und wäre beinahe gestorben, hätte Tom Doyle, ihr Vorgesetzter und Ausbilder, sie nicht vor einer halben Ewigkeit von der Straße aufgelesen. Dafür würde sie ihm immer dankbar sein. Aber in diesem Moment verfluchte sie ihn. Es war seine Entscheidung gewesen, sie auf diesen Fall anzusetzen. Ein Test, ob sie auch schwereren Aufgaben gewachsen war.

Bei diesem Gedanken straffte sie sich. Sie war gut in ihrem Job, doch den Traumgang an einer Frau durchzuführen, die mehr tot als lebendig dahinvegetierte, grenzte an Selbstmord.

Als Traumgänger benötigte man Haut- oder Körperkontakt, um sich zu erden. Nur jene Träume blieben ungefährlich, die man bewusst und bei voller Konzentration betrat. Traumata oder willkürlich herbeigerufene Träume bedeuteten ein unkal-kulierbares Risiko. Man agierte nicht nur als Betrachter, son-

dern konnte in die Fantasiewelt des Träumenden hineingesogen werden wie in einen Strudel aus tödlichem Wasser. Den Rückweg zu finden, war schwer. Viele Traumgänger waren in den Anfangsjahren nach der oft als *Großer Unfall* bezeichneten Battersea-Katastrophe zugrunde gegangen. Weil sie nicht wussten, wie sie sich zu verhalten hatten. Emma kannte die Dunkelziffer nicht. Doch sie wusste, dass es sie gab.

Hinzu kam, dass überschäumende Gefühle es Traumgängern schwer machten, objektiv zu bleiben. Insbesondere weil ihre Art ohne die Traumbesuche nicht dauerhaft überleben konnte. Das Bedürfnis, Träumen nachzuspüren, schwächte den Geist und führte in eine Sucht, aus der es kaum ein Erwachen gab. Jene, die wie Emma Glück hatten, wurden rechtzeitig von Organisationen wie dem SVY aufgenommen und ausgebildet. Die weniger Glücklichen nannte man Traumschleicher. Sie lebten auf der Straße und hatten ihre Gabe nicht unter Kontrolle.

Tom ging der Ruf voraus, ein solcher Schleicher gewesen zu sein. Er hatte Emma gezeigt, wie man überlebte, selbst wenn es keine Erdung gab. Und das brachte ihr nun die zweifelhafte Ehre ein, hier zu sein.

Um das ungute Gefühl zu vertreiben, das in ihr aufstieg, rief sie sich die Fallakte in Erinnerung. Darin hieß es, dass das Opfer Adele Stickney an Bord der *Queen Victoria II* brutal überfallen und zusammengeschlagen worden sei. Die Mittvierzigerin galt als unbescholten, was die Tat umso schrecklicher erscheinen ließ. Emma war beim Studium der Akte aufgefallen, dass sich Adele bis vor Kurzem als Gesellschafterin einer hohen Adligen verdingt und diese beerbt hatte. Dies, in Verbindung mit der teuren Schiffsreise, mochte genug Gründe bieten, die Frau zu überfallen. Vielleicht gab es irgendwo einen Erben, der sich übergeben fühlte. Doch Spekulationen brachten niemanden an den Galgen. Dazu musste es Beweise oder belastende Indizien geben. Nur fand sich weder am Tatort noch in der näheren Umgebung ein Hinweis auf den Täter. Ganz so, als sei er wie ein Phantom an Bord des Luxusliners gekommen und ebenso geisterhaft wieder verschwunden.

Da es seit Battersea durchaus Phantome gab, klang diese Erklärung nicht ganz so unrealistisch, wie sie sich im ersten Moment anhörte. Deshalb erhoffte sich Tom einiges von Emmas Traumgang. Sobald das Medium Rosie den Traum mithilfe des Traumextraktors, der Träume sichtbar machen konnte, analysiert hatte, würden sie wissen, wer dahinter steckte.

Wenngleich es seltsam anmutete, dass man einer ehemaligen Bediensteten so viel Aufmerksamkeit schenkte. Allerdings stand Emma in der Hierarchie des SVY nicht weit genug oben, um alle Details zu kennen.

»Denn ist's der Zeit, die wir verschwenden, noch nicht genug getan«, grummelte Emma ein Zitat, das ihr von einer der wenigen Theateraufführungen, der sie hatte beiwohnen dürfen, in Erinnerung geblieben war. Den Namen des Stückes hatte sie vergessen, doch der eine Satz hatte sich ihr ins Gedächtnis gegraben, als habe er nur auf diesen Augenblick gewartet.

Für Muße blieb jedoch nur wenig Zeit. Daher durchquerte Emma die Halle mit sicherem Schritt und suchte nach einer Person, die sie zu dem Opfer bringen konnte.

Eine brünette Schwester in Tracht und Häubchen kam ihr entgegen. Neben ihr lief ein hochgewachsener, schlanker Mann, der seinen Zylinder in der Hand trug und sich offenkundig unwohl in seiner Haut fühlte. An seinem Mantelärmel klaffte ein Loch, sodass sein weißes Hemd darunter sichtbar wurde.

Die Schwester schwatzte lautstark, was deutlich machte, dass sie an dem Herrn Interesse hatte. Es war nicht unüblich, dass Schwestern sich für wohl situierte Patienten erwärmten. Bei diesem jedoch konnte Emma die Frau verstehen. Die kornblumenblauen Augen des Mannes fesselten selbst im Vorbeigehen und wären nicht die Narben auf seinem Gesicht, stünde er auf der Skala der attraktivsten Männer in Londons besserer Gesellschaft sicher ganz weit oben. Was zu der Frage führte, weshalb er hier war. Hospitale wie dieses wurden für gewöhnlich von den höheren Schichten gemieden. Dass Stickney, obwohl inzwischen reich, hier gelandet war, lag einzig daran, dass man sie, als man sie fand, nicht sofort hatte zuordnen können und erst-

mal in dieses Krankenhaus gebracht hatte. Aber dieser Mann?

Als die beiden an ihr vorbeigingen, nickte der Fremde Emma kurz zu, vermied jedoch jedweden Augenkontakt. Die Schwester dagegen zögerte und blieb schließlich stehen, was den Mann zwang, es ihr gleichzutun.

»Verzeihung, Lord Connery, ich nehme an, Sie finden jetzt allein hinaus?«

Der Angesprochene nickte knapp und deutete ein Lächeln an. »Natürlich, Grace. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Hilfe.«

»Jederzeit.« Die gehauchten Worte kamen so atemlos, dass Emma unwillkürlich die Augen verdrehte, was dem Adligen nicht entging. Sein Lächeln vertiefte sich, ehe er sich abwandte und das Hospital verließ.

Sichtlich ungehalten, bei ihrem kleinen Flirt mit dem Lord gestört worden zu sein, wandte sich Grace an Emma. »Was kann ich für Sie tun?«

»Emma St.Claire, Scotland Visional Yard, ich bin hier, um mir Adele Stickney anzusehen.«

Sofort veränderte sich das Verhalten der Frau. Sie schien beinah in Unterwürfigkeit zu verfallen, als sie darum bat, ihr zu folgen. Emma kannte das bereits. Sobald sich ein Beamter des Yards, von welcher Abteilung auch immer, einem unbescholtenen Bürger näherte, wurde dieser nervös. Das hatte schon zu mancher unrechtmäßigen Verhaftung geführt.

Unterwegs sprach Grace kein Wort, als fürchte sie, selbst Teil der Ermittlungen zu werden, wenn sie Emma verärgerte.

Vor einer unscheinbaren Tür blieben sie stehen und Grace sagte: »Hier ist es.«

»Danke, Schwester. Könnten Sie dem zuständigen Arzt bitte sagen, dass ich hier bin?«

Grace knickte. »Natürlich, Miss St.Claire.« Dann floh sie förmlich, um diesem Auftrag nachzugehen.

Emma verkniff sich einen Kommentar, strich ihre Bluse glatt und öffnete die Tür.

Wie erwartet lag Adele mit einem halben Dutzend weiterer Patienten in einem viel zu kleinen Raum. Zwischen den weiß

lackierten Messingbetten, von denen drei auf jeder Längsseite standen, gab es gerade einmal Platz für einen Stuhl. In dem schmalen Durchgang davor stand ein Pult, an dem die Ärzte und Schwestern Krankenakten führen oder Medikamente zusammenstellen konnten.

Wie schon draußen im Flur roch es hier nicht sehr angenehm. Einige Patienten stöhnten vor Schmerzen, ein paar waren so verdächtig still, dass Emma fürchtete, ein Toter könnte darunter sein.

Da sie nicht wusste, in welchem Bett Adele lag, ging sie an allen vorbei und besah sich die darin Liegenden. Sie fand die Gesuchte im vierten Bett. Erkannte sie daran, dass ihr Gesicht geschwollen und mit Blutergüssen in allen möglichen Farben übersät war.

Der Atem der Frau ging rasselnd, was unwillkürlich Schauer über Emmas Rücken trieb. Sie wollte sich gar nicht ausmalen, was die arme Frau erlebt hatte, wengleich sie wusste, dass ihr der Anblick nicht erspart bliebe, sobald sie mit dem Traumgang begann.

»Wer hat dir das angetan, Adele?«, fragte Emma leise und strich mit den Fingerspitzen über das gestärkte weiße Laken, ohne die Bewusstlose zu berühren. Diese war viel zu blass, sodass sie sich kaum von der Bettwäsche abhob.

Klappernde Absätze näherten sich, dann wurde die Tür aufgerissen und ein junger Arzt mit Backenbart und Schnauzer stürmte herein. Er trug einen Kittel, auf dem deutlich getrocknete Blutflecken auszumachen waren. Er wirkte gehetzt und fuhr sich mehrfach mit der Hand nervös durchs Haar.

»Guten Tag«, ging Emma in die Offensive. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er sofort ergriff und kräftig schüttelte. »Ich nehme an, Schwester Grace hat Ihnen gesagt, wer ich bin, Doktor ...?«

»Gatherby. In der Tat, Miss St.Claire, das hat sie. Aber mir erschließt sich der Grund Ihres Kommens nicht. Misstress Stickney ist nicht vernehmungsfähig.«

»Das ist mir bewusst, Doktor. Ich bin auch nicht von Scot-

land Yard direkt, sondern vom SVY. Ich möchte versuchen, mittels eines Traumganges herauszufinden, wer das getan hat.«

»Ein Verrückter würde ich meinen. Glauben Sie mir, Miss St.Claire, ich sehe Derartiges jeden Tag. Daran ist nichts Besonderes.«

Es gelang Emma nur mit Mühe, ihren Zorn zu unterdrücken. Glaubte Gatherby etwa, nur weil Adele nicht in seiner Gesellschaftsschicht verkehrte, war es in Ordnung, sie so zuzurichten? Hatte sie denn keinen Anspruch auf Recht?

»Doktor«, sagte sie spitz, »es liegt mir fern, die Beweggründe meiner Vorgesetzten in Zweifel zu ziehen. Ich habe meine Befehle. Werden Sie mich hierbei unterstützen oder muss ich eine offizielle Beschwerde gegen Sie und das Hospital beim Lordkanzler einreichen?«

Gatherby erbleichte sichtlich. Seine Lippen bebten leicht und es dauerte einen Moment, bis er sich so weit gefasst hatte, dass er sich straffte. »Das erscheint mir ein wenig übertrieben. Sagen Sie mir einfach, was Sie benötigen. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen zu helfen.«

*

Es war ruhig im Zimmer. Auf Emmas Wunsch hin hatte Grace gemeinsam mit einem Pfleger Adeles Bett in einen Untersuchungsraum geschoben, wo es nun dicht neben einem zweiten, leeren Bett stand.

Emma legte sich vollbekleidet darauf und kontrollierte ihre Atmung. Es dauerte nicht lang, da hatte sie ihren Geist so weit geklärt, dass sie sich bereit fühlte, das Wagnis, einen Traumgang an einer Bewusstlosen durchzuführen, einzugehen. An ihrem Handgelenk baumelte die Expanderschelle, die ihr helfen würde, den Hautkontakt zu Adele nicht zu verlieren. Trotzdem fühlte sich Emma unwohl. Niemand wäre zur Stelle, wenn sie sich in den Träumen der Bewusstlosen verlöre, was gleichbedeutend mit dem eigenen Tod war.

Entschlossen fasste sie nach dem Arm der Frau und befestig-

te die Schelle. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Adeles Haut fühlte sich klamm an. Als sei die Frau schon lang tot und nicht nur bewusstlos – eine erschreckende wie unangenehme Vorstellung. Rasch rief sich Emma zur Ordnung. Dies war ein Auftrag wie jeder andere, den sie erledigen würde. Souverän und konzentriert, so, wie sie es immer tat und wie Tom es sie gelehrt hatte.

Mit einem letzten Seufzen schloss sie die Lider. Nach mehrmaligem Ein- und Ausatmen spürte sie, wie ihre Muskeln sich entspannten, der Übergang von Traum und Wirklichkeit verschwamm, fließend wurde und sie in die Traumwelt der Adele Stickney eintauchte.

Um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war, berührte Emma ihre eigene Wange. Als ihre Finger über ihre Haut strichen, spürte sie ein kaltes Prickeln, das in der echten Welt nicht vorhanden war. Es kam von ihr selbst und diente als Schutzmechanismus. Dazu gedacht, den Traumgänger daran zu erinnern, dass dieser Ort nicht real war, damit man sich nicht in seiner Fantasie verlor.

Danach konzentrierte sie sich auf den Traum selbst. Das Erste, das sie wahrnahm, war das Fehlen von Gerüchen. Der Traum wirkte leblos wie der Körper, von dem er kam. Sämtliche Farben schienen verblasst und fahl. Ein eisiger Wind strich um Emmas Beine, der sie veranlasste, an sich hinunterzusehen. Sie trug ihre übliche Dienstkleidung, eine Hose mit vielen Taschen und eine Rüschenbluse über festen Stiefeln. Nichts Ungewöhnliches also. Dennoch störte etwas.

Sie konnte es nicht benennen, kannte aber die Regeln. Beobachten, analysieren, handeln – drei Grundsätze, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen waren und ihr jetzt dabei halfen, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. Also beschloss sie, sich erst weiter umzusehen und herauszufinden, in welchem Teil von Adeles Träumen sie sich befand.

Sie folgte einer geraden Straße aus Kopfsteinpflaster. Die eigenen Schritte hallten unnatürlich laut. Hin und wieder hörte sie das Tuten eines Nebelhorns, was sie darauf schließen ließ, sich

in der Nähe des Hafens zu befinden. Am Himmel zogen weiße Wolken vorbei, die sich als helle Flecken vom Hintergrund abhoben. Ein paar Raben flogen Richtung Tower. Ihre schwarzen Augen funkelten in der Sonne, was ein weiterer Hinweis darauf war, dass etwas nicht stimmte. Von ihrer Position aus sollte Emma dieses Detail nicht wahrnehmen können.

Neben ihr scharrte es und sie wandte den Kopf. Eine Ratte, deren Augen rotgolden glühten und die an einem Kanten Brot knabberte, starrte sie aufmerksam an, als wisse sie, dass Emma ein Eindringling war, der nicht hierhergehörte. Sie kickte einen Stein in Richtung des Tieres, das rasch verschwand und ging weiter, bis sie schließlich den Kai erreichte, an dem ein Hoover-Boot lag, das durch dicke Kabel mit einem Generator verbunden war, aus dem heißer Wasserdampf aufstieg. Sie würden gelöst werden, sobald das Boot ablegte, nur sah es bislang nicht danach aus, als wäre dem bald soweit.

Von überall her strömten Passagiere herbei, rempelten Emma an, ohne sie überhaupt wahrzunehmen. Traumgestalten, denen Adele am Tag des Überfalls begegnet sein musste. Emma versuchte, sich die Gesichter zu merken, doch es waren einfach zu viele.

Das Bild wechselte unvermittelt und sie befand sich in einem engen Flur mit weiß getünchten Stahlwänden, nur von wenigen Türen durchbrochen. Eine Stange aus Holz führte zu beiden Seiten den gesamten, mit Teppich ausgelegten Flur entlang.

Sie musste sich unter Deck befinden, unterste Kategorie, vermutete Emma, da hier jeglicher Luxus fehlte. Auf den oberen Decks würden Bilder an den Wänden hängen, nicht nur Warnhinweise.

Vor ihr ging eine kräftige Frau, die eine Tasche trug. Sie wirkte nervös, sah immer wieder von ihrem Ticket in ihrer freien Hand zu den Nummern der Kabinen. Auch ohne das Gesicht der Frau zu sehen, wusste Emma, dass es Adele war, Haarfarbe und Statur passten einfach zu gut.

Sie beeilte sich, hinter ihr in die Kabine zu schlüpfen, die eng und karg eingerichtet war. Hier gab es nichts, das Emmas Auf-

merksamkeit erregt hätte. Stumm beobachtete sie daher, wie Adele ihre Schuhe auszog, sich aufs Bett setzte und selig lächelte. Für die Mittvierzigerin musste diese Reise ein wahrgewordener Traum sein.

Dann donnerte es.

Emma runzelte die Stirn. Der Himmel war klar gewesen, bis auf die wenigen Wolken, die vorübergetrieben waren. Es donnerte wieder und eine Stimme rief: »Bordservice!«

Adele öffnete die Kabinentür und im nächsten Augenblick schoss eine Faust vor, die sie mitten im Gesicht traf.

Emma sprang beiseite und versuchte, einen Blick auf den Angreifer zu erhaschen. Doch das Einzige, das sie sehen konnte, war eine Maske aus schwarzem Leder, die den rechten Teil des Gesichts verbarg.

Adele kauerte auf dem Boden, sah mit weit aufgerissenen Augen zu dem Angreifer auf. Sie zitterte, sodass ihre Angst fast greifbar wurde.

»Nun, meine Liebe, gehörst du mir. Oder möchtest du auch ein Opfer des Schlächters sein?« Der samtige Klang seiner Stimme ging in diesem Moment selbst Emma durch und durch. Dieser Mann war mehr, als es anfangs den Anschein gehabt hatte. Der winzige Hinweis auf den Schlächter kam nicht von ungefähr, da war sie sich sicher. Falls dieser Täter also nicht nur ein gewöhnlicher Schläger war, bedeutete es ... Ihre Mutmaßungen fanden ein jähes Ende, als Adele erstickt aufschrie und die Hände vor ihr Gesicht riss, um sich zu schützen. Entsetzt hörte Emma den Schrei der armen Frau.

»Ian? Nein!«

Im nächsten Moment riss etwas von hinten an Emma. Sie versuchte, sich zu drehen, doch stählerne Klammern hielten sie umfassen. Sie zappelte und trat um sich. Vergeblich.

Jetzt bekam sie Angst. Wenn sie sich in dem Traum der Bewusstlosen verlor und diese starb, würde sie selbst sterben oder dauerhaft vor sich hin vegetieren.

»Nein!« Der Schrei klang selbst in ihren Ohren verzweifelt und jede Professionalität schrumpfte zur Nichtigkeit, während

sie mit sich selbst rang, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Ehe sie jedoch mehr tun konnte, lief ein Ruck durch ihren Körper. Die Umgebung, Adele und ihr Peiniger zerflossen wie Farbe auf einem Gemälde und Emma verlor die Verbindung zur Traumwelt. Wie ein Taucher, der aus großer Tiefe aufstieg, schoss sie zurück in die Realität und schnappte nach Luft.

Sie keuchte vor Anstrengung, während sie sich auf den Unterarmen aufrichtete und nach dem Grund für die Unterbrechung des Traumes umsah.

Zunächst konnte sie nichts erkennen. Die Sonne war mittlerweile untergegangen und die Schatten im Zimmer wurden immer länger. Aber da war nichts, das sie hätte wecken können. Dann bemerkte sie jedoch, dass sich eine der Schellen des Expanders geöffnet hatte, was an und für sich erst in ein paar Stunden hätte der Fall sein dürfen.

»Verfluchte Technik«, grollte sie und griff nach dem Verschluss, um sie wieder in Position zu bringen und erneut in den Traum zu gleiten.

Sie kam nicht mehr dazu, denn Adele begann, zu zucken. Schaum trat ihr auf die Lippen und sie stieß gutturale Laute aus, die Emma veranlassten, aus dem Bett zu springen. Sie hastete zur Tür, riss sie auf und brüllte: »Ich brauche Hilfe!«

*

Dunstiger Nebel waberte durch Londons Gassen und hinterließ feuchte Spuren auf Fenstern und Türen. Das Kopfsteinpflaster zu Scotland Yard Inspector Shawn Whittings Füßen war glitschig, allerdings aus einem anderen Grund.

Vor ihm auf dem dreckigen Boden der Corgy Lane, einer Gasse in der Nähe des Postamts und Goldsmith Hall, lag die Leiche einer jungen Frau. Ihre Röcke waren hochgeschoben, das Mieder und die Unterwäsche zerfetzt. Man hatte dem Opfer zudem den Kiefer gebrochen und sie so übel zugerichtet, dass eine Identifizierung vermutlich nur anhand eines auffälligen Muttermales auf dem Dekolleté möglich sein würde.

»Sir?«

Unwillig riss sich Shawn von dem Anblick der verstümmelten Frau los. Er war noch lang nicht fertig, jedwedes Detail aufzunehmen und nach Beweisen zu suchen. Mord war ein schmutziges Geschäft und Täter hinterließen Spuren. Das wusste man, seit Abberline diesen Drecksack von Ripper aus der Stadt getrieben hatte. Früher oder später machten sie alle einen Fehler.

An Tagen wie diesem hasste Shawn seine Arbeit, die ihn zwang, sich mit den Abgründen der Gesellschaft auseinanderzusetzen. Doch ihm und Constable Littlechild war dieser Fall nun einmal zugeteilt worden. Der einzige Lichtblick heute war, dass Littlechild im Yard derzeit Akten sichtete, die scheinbar in Verbindung mit diesem Fall standen. Zumindest ging das aus einem internen Bericht des SVY hervor, in dem von einem Traumgang die Rede war, der sich auf die Morde des Schlächters bezog.

»Was haben Sie für mich, Constable Fitz?«

Der Beamte, groß, hager und aschfahl im Gesicht, straffte seine Schultern, wohl in dem Bemühen, einen professionellen Eindruck zu machen. Er war der Erste am Einsatzort gewesen und gehörte nicht zur regulären Mordkommission, der Shawn zugeteilt war. »Das ist Nancy Arnold. Sie war gerade einmal siebzehn.«

Überrascht hob Shawn den Kopf, als er das Zittern in der Stimme des Polizisten bemerkte. »Sie kennen die Tote, Fitz?«

Der Angesprochene kratzte sich hinterm Ohr und nickte. »Bei den Allenbys in Hampstead wurde eingebrochen. Ich war da, um den Sachstand aufzunehmen. Dort habe ich das Mädchen als Zeugin befragt, daher kann ich mich an sie erinnern. Das Muttermal.«

Natürlich verdankte er diesen Umstand dem Muttermal und nicht der Tatsache, dass es direkt über ihren Brüsten prangte. Shawn tat sich schwer, nicht mit den Augen zu rollen.

»Wenigstens ist sie nicht von der Straße.« Es fehlte gerade noch, dass nach der Sache im letzten Jahr in Whitechapel erneut eine Hure ermordet wurde. Die Ausschreitungen im Ju-

denviertel hatten damals genügend Opfer gefordert. Abgesehen davon waren bislang nicht alle Gemüter zur Ruhe gekommen.

»Nein, Sir. Sie wurde allerdings vergewaltigt.«

»Und woher wissen Sie das schon wieder?«

Ein scharfes Einatmen. »Das Blut zwischen ihren Beinen? Ich schätze, sie war Jungfrau.«

Obwohl Shawn im Laufe seiner Karriere beim Scotland Yard viele Mordopfer gesehen hatte, ging ihm dieses irgendwie nahe. Siebzehn war kein Alter zum Sterben. Das Mädchen könnte seine Tochter sein, wenn er denn verheiratet wäre und Nachwuchs hätte. Sie gehörte nicht an diesen Ort, abgeladen in einer Gasse, besudelt, missbraucht und ermordet. Nur beleuchtet von dem grünen Schein des allgegenwärtigen Wetterleuchtens. Ein Überbleibsel der Battersea-Katastrophe von 1857, als die Fabrik explodierte und diverse Chemikalien in die Luft geschleudert wurden, die den Himmel färbten und die Menschen veränderten. Seither wimmelte es nur so von Verrückten und Wahnsinnigen, die London und Umgebung unsicher machten. Darunter nicht nur jene, die durch die Auswirkungen des Chemie-Unfalles mit besonderen Fähigkeiten gesegnet oder eben auch gestraft worden waren, nein, auch genug Gesindel hatte dieses Ereignis hervorgebracht, mit dem sich Scotland Yard nun herumschlagen durfte.

Shawn schüttelte den Kopf und lenkte seine Aufmerksamkeit zurück auf das tote Mädchen. Die Kleine sollte vielmehr schöne Kleider tragen, tanzen gehen und mit jungen Männern kokettieren – unter der Aufsicht einer Anstandsdame verstand sich.

Shawn zupfte an seinem Schnauzer. In diesen Dingen war er altmodisch. Er hielt nicht mit der Technik Schritt. Für ihn gehörten Frauen an den Herd und ins Bett. Sie sollten keine Berufe ergreifen, die ihnen gefährlich werden konnten oder des Nachts im Freien herumstromern. Damit lockte man Verbrecher an – wie jenen Mistkerl, der dieses arme Ding getötet hatte.

»Sagen Sie Doktor Corson-Smythe, seine Leute können die Leiche wegbringen. Constable?«

»Ja, Sir?«

»Da Sie die Familie bereits kennen ...«

Constable Fitz verstand Shawn, auch ohne dass dieser den Satz beenden musste. Er würde die Familie informieren. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, behagte ihm diese Aufgabe jedoch nicht. »Natürlich, Sir.«

Shawn nickte. Der Tag hatte nicht einmal richtig begonnen und schon fühlte er sich schlecht. Das war nicht gut. Trotzdem rief er sich eine Luftdroschke und fuhr zum Yard, um einen weiteren Tag hinter Bergen von Akten zu verbringen. Besser das, als noch mehr junge Menschen von der Straße zu kratzen und ihren Familien von den schrecklichen Geschehnissen berichten zu müssen. Wenn er daran dachte, dass dort auch Littlechild wartete, setzte ein Pochen hinter seiner Stirn ein und kündete Kopfschmerzen an. Der junge, unerfahrene Polizist zehrte beinahe so sehr an Shawns Nerven wie das Aktenstudium. Dabei konnte Shawn nicht einmal genau sagen, warum. Es war einfach die aalglatte Art dieses Mannes, die ihn rasend machte und nur zu einem kleinen Teil die Tatsache, dass Littlechild seinen Posten mehr oder weniger auf dem Silbertablett präsentiert bekommen hatte. Er war ein Emporkömmling, der ein Missgeschick seines Vorgängers zum eigenen Vorteil genutzt hatte. Nicht, dass Shawn in einer ähnlichen Situation eine Beförderung abgelehnt hätte. Aber dem Constable konnte er nicht wirklich verzeihen, sich so verhalten zu haben. Selbst wenn dieses Verhalten irrational war.

Auf der Fahrt zum Revier rekapitulierte Shawn die Bilder des Tatortes. Es gab kaum Auffälligkeiten, dennoch sagte ihm sein Instinkt, dass das Mädchen nicht ohne Grund gestorben und an einem so exponierten Platz abgelegt worden war. Eine Seitengasse mochte für einen Dieb ein ideales Versteck sein, doch eine Leiche erregte Aufsehen. Früher oder später stolperte jemand darüber, schlug Alarm und machte die Tat damit öffentlich. Die Frage war nur: Warum?

Warum hier? Warum jetzt? Und warum dieser Mord?

Der Fall erinnerte ihn an Bernadine Arthur, eine Frau Ende

vierzig, die man mit ausgestochenen Augen aufgefunden hatte. Zwar hatte man die verarmte Gesellschafterin nicht vergewaltigt, aber ebenfalls an einem belebten Platz abgelegt.

Vor nicht einmal drei Tagen.

Bislang wurde die Leiche von Bernadine Arthur noch vom Gerichtsmediziner des Scotland Yard begutachtet. Dennoch schätzte Shawn, dass das, was man anfangs für eine Tat aus Leidenschaft gehalten hatte – immerhin war sie am Valentinstag geschehen – den Beginn einer Mordserie einläutete, die ähnlich wie die Whitechapel-Morde ausarten konnte.

Letzte Nacht hatte sich Shawn mit Akten zu Vergleichsfällen um die Ohren geschlagen, was sich nun bemerkbar machte. Mit einem Gähnen rieb er sich den Nacken.

Dank der Ereignisse der letzten Stunden verspürte er inzwischen auch noch den Wunsch nach einem Drink. Würde Absinth nicht derart scheußlich schmecken, wäre er der Versuchung, sich all diese scheußlichen Bilder mithilfe des *Grünen Drachen* aus dem Kopf zu spülen, bestimmt schon erlegen. So allerdings gab es für ihn nur eine Art der Entspannung, selbst wenn diese äußerst kostspielig war.

»Ich habe meine Meinung geändert, bringen Sie mich nach Hause«, sagte Shawn und nannte dem Fahrer seine Adresse. Dann holte er einen Zettel und einen Stift aus seiner Manteltasche und schrieb dem Kutscher eine weitere Anweisung auf. Hoffentlich würde er nicht lang auf seinen Gast warten müssen. Geduld war heute nicht seine Stärke.

Am Zielort angekommen, bezahlte er den Mann und sah ihm nach, während er davonfuhr. Dann betrat Shawn sein Haus in der Kensington Park Road. Das zweistöckige Gebäude mit dem abgeflachten Dach und der schnörkellosen Fassade hatte sein seliger Vater kurz vor seinem Tod beim Kartenspiel gewonnen. Es wirkte von außen, als besäße sein Eigentümer mehr Geld, als es tatsächlich der Fall war.

Shawn wollte sich noch frisch machen, ehe Milly »the Purse« ihn besuchen kam. Eine Hure zwar, doch keine einfache Straßennutte, die für jeden die Beine breit machte.

Milly bewegte sich in gehobenen Kreisen, um ihr Auskommen zu sichern. Whiting genoss das Privileg ihrer Gunst nur, weil er in der Hierarchie von Scotland Yard nicht vollkommen am unteren Ende saß. Und für ihn war Milly etwas ganz Besonderes.

*

»Ich mag es nicht, dass du auch andere Männer triffst. Bleib bei mir. Ich würde gut für dich sorgen«, sagte Shawn und drückte Milly einen Kuss in die Beuge zwischen Hals und Schulter. Er hatte es so eilig gehabt, mit ihr zu schlafen, dass er ihr nicht einmal die Gelegenheit gegeben hatte, ihr Kleid auszuziehen.

Befriedigt und ausgelaugt nach dem Sex, saß sie auf seinem Schoß im Wohnzimmer seines Hauses und lächelte ihn an. »Ach Shawn, darüber haben wir doch schon gesprochen.«

»Deine Antwort gefällt mir allerdings immer noch nicht«, murmelte er in ihren Ausschnitt.

»Ich werde aber meine Meinung nicht ändern, mein Lieber. Ich will mich nicht von dir abhängig machen und stehe gern auf eigenen Füßen.« Sie ließ ihre Finger zärtlich über seine Brust gleiten. »Und überleg doch mal, was der Yard davon halten würde. Wir kommen aus unterschiedlichen Welten, ich als Hure und du als ehrbarer Inspector. Dein guter Ruf wäre dahin.« Sie zuckte mit den Schultern, obwohl sich dieses Gespräch nicht so beiläufig anfühlte, wie sie Shawn gern Glauben machte. Dennoch. Es gab keine andere Lösung für dieses Dilemma. »Das ist die Sache mit uns doch gar nicht wert ...«

»Niemand müsste es erfahren. Wir könnten es geheim halten, wie wir es schon jetzt tun. Ich könnte dich glücklich machen, Milly.«

Nein. Sie wollte kein Geheimnis sein. Von niemandem. Das ließ ihr Stolz nicht zu. Dafür hatte sie in den letzten Jahren zu hart gearbeitet. Zu viel auf sich genommen und einen nicht unwesentlichen Teil von sich aufgegeben, um keines der Mädchen zu sein, das ihren schwer verdienten Lohn mit einem Lu-

den teilen musste. Wenn sie das alles für eine dauerhafte Beziehung mit Shawn aufgäbe, was bliebe dann übrig, falls er ihrer eines Tages überdrüssig werden würde?

Mit einem übertriebenen Seufzen löste sie sich aus seiner Umarmung. »Nein, Shawn. Dazu bin ich nicht geschaffen. Lass es gut sein. Verrate mir lieber, was dich bedrückt.«

»Du kennst mich einfach zu gut, mein Herzblatt.« Er zog sie zurück auf seine Schenkel.

»Aber natürlich, Süßer.«

Während sie schweigend zusah, wie Whiting sich sammelte, rechnete Milly aus, wie viele Münzen sie ihm abnehmen konnte. Allein schon für die raue Behandlung zuvor musste er einen Sonderzuschlag zahlen.

»Wir haben heute ein Mädchen gefunden. Siebzehn. Man hat sie ziemlich übel zugerichtet. Einer der Constables kannte sie. Er sagte, sie gehöre zu einem der Häuser auf der Canon Street. Unfassbar, was man mit ihr angestellt hat.«

Ehe er sich in Details verlieren konnte, hob Milly ihre Hand und tätschelte seine Wange. »Ach Liebling, das tut mir leid. Aber du kennst die Regeln. Jeder lässt seine Arbeit da, wo sie hingehört. Mir ist klar, dass dich das mitnimmt. Du bist ein sensibler Mann. Dennoch musst du wissen, dass ich das, was heute vorgefallen ist, nicht noch mal erleben möchte.«

»Milly ...«

»Nein, Shawn«, sie schlug denselben Ton an, den auch ihre Vermieterin Lady Ambrose ihr gegenüber anwandte, »du hast mich behandelt, als wäre ich eine Straßenhure. Normalerweise gebe ich mich nicht mit Klientel wie dir ab, das weißt du. Unsere Übereinkunft hat bisher hervorragend funktioniert. Wenn du dich noch einmal wie ein Barbar aufführst, siehst du mich nie wieder! Haben wir uns verstanden?«

Er wirkte verletzt, doch Milly beachtete es nicht. Falls Whiting sie fallen ließ, musste sie sich eben einen anderen Kunden beim Yard suchen. Das würde vielleicht nicht einfach werden, aber es war auch nicht unmöglich.

»Keine Sorge, Milly. Es kommt nicht wieder vor.«

»Dann ist ja gut. Und jetzt schenk mir ein Lächeln, ehe ich gehen muss.«

Als Whiting unwillig die Stirn runzelte, kam sie ihm zuvor und erhob sich. Sie strich ihr Kleid glatt und erklärte nonchalant: »Ich muss arbeiten, Shawn. Ich habe einen neuen Kunden am Angel Court aufgetan. Ein Lord, der zwar etwas seltsam ist, aber gut zahlt.«

»Wer?«

Milly wandte Whiting den Rücken zu. Betont gleichmütig nannte sie den ersten Namen, der ihr einfiel. »Ian Connery.« Ihr nächtlicher Retter.

Kaum hatte sie ausgesprochen, sprang der Inspector auf und riss sie zu sich herum: »Nein, Milly! Weißt du nicht, dass dieser Kerl einen schlechten Ruf hat? Wer weiß, woher er diese Narben hat. Man sagt, er sei geisteskrank! Außerdem ...«

Mit zusammengekniffenen Augen musterte Milly Whiting von unten nach oben, während sie ihn grob unterbrach: »Das würden andere auch von dir behaupten, Shawn. Und ich lasse mich nicht von dir beeinflussen in der Wahl meiner Freier. Du bist nicht mein Zuhälter und du wirst es niemals sein! Ich treffe meine Entscheidungen selbst.«

Whiting zögerte sichtbar. »Milly, du solltest wissen, dass er Teil unserer Ermitt...«

»Ist mir egal! Falls du also unser«, Milly machte eine kunstvolle Pause, »Arrangement nicht beenden willst, hältst du besser die Klappe!«

Sie sah, dass er ihr widersprechen wollte und mit sich rang. Schließlich seufzte er übertrieben. »Na schön, aber erlaube mir wenigstens, dich bis zu seinem Haus zu begleiten. Ich mag es nicht, wenn du allein herumläufst.«

Obwohl er mit dieser Bitte erneut zu weit ging, nickte Milly. Sie hatte ihn für den heutigen Tag genug verletzt.

»Einverstanden. Oh, und vergiss meine Bezahlung nicht, mein Süßer.«

2. Kapitel

Drei Wochen später; 9. März 1889

Lady Hermione Ambroses Villa lag östlich des Hyde Parks. Von außen wirkte das Gebäude weder üppig noch schäbig. Es war einfach ein Haus, in dem unverheiratete Damen wie Milly in eigenen Wohnungen leben konnten, ohne dass man ihnen einen gewissen Ruf nachsagte. Dafür sorgte die Hausherrin persönlich.

Der Tag hatte sich als äußerst anstrengend erwiesen. Vier Freier hatten Milly zu sich bestellt und einer war ausdauernder bei der Sache gewesen als der Nächste. Ein Wunder, dass sie noch gerade gehen konnte. Jetzt freute sie sich auf ein heißes Bad. Doch das würde warten müssen.

Ein wenig wehmütig dachte sie daran, dass Whiting sie seit ihrer Diskussion nicht mehr zu sich gerufen hatte. Denn dieser denkwürdige Vormittag lag nun schon drei Wochen zurück. Mit einem leisen Seufzen öffnete Milly die Eingangstür. Es war spät. Sie hatte das Abendessen verpasst und würde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine Schimpftirade von Lady Ambrose ertragen müssen.

Auf Zehenspitzen schlich sie ins Innere, die Treppen hinauf und in ihre Zimmer. Noch war ihr Lady Ambrose nicht begegnet, aber die Konfrontation konnte nicht lang auf sich warten lassen. Besser, Milly stellte sich dem Dämon in Menschengestalt freiwillig.

Rasch machte sie sich frisch, überprüfte den Sitz ihrer Frisur und bestäubte sich ein wenig mit Parfüm. Lady Ambrose besaß eine feine Nase und würde den Geruch der Männer auf ihrer Haut sicher wahrnehmen, wenn Milly ihn nicht übertünchte.

Ein letzter Blick in den Spiegel zeigte, dass ihre Augen vielleicht ein wenig zu sehr glänzten und auch das Rot auf den Wangen rührte sicher nicht von der lauen Abendluft her. An-

sonsten machte Milly einen passablen Eindruck. Mehr konnte sie im Augenblick ohnehin nicht tun.

Sie verließ ihre Räume und ging hinunter in den kleinen Salon, da sie annahm, dass Lady Ambrose dort auf sie wartete.

Die Tür war nur angelehnt, daher trat Milly ohne anzuklopfen ein.

Am Esstisch saß ein dunkelhaariger Mann und sah ihr wartend entgegen. Sein Lächeln entblößte weiße Zähne. Der Großteil seines Gesichtes war von einer Ledermaske bedeckt. Im Dunkel seiner kornblumenblauen Augen blitzte es spöttisch. »Guten Abend, meine Liebe.«

Seine samtig-weiche Stimme sträubte die Haare in Millys Nacken. Sie kannte den Besucher. Wie gelähmt starrte sie ihn an, als er sich erhob und zu seiner nicht unerheblichen Größe aufrichtete. Langsam kam er auf sie zu.

*

Kratzend glitt die Feder über das weiße Stück Papier. Linien aus Tinte wurden zu Buchstaben, Sätzen, einem ganzen Brief geformt.

Es war dunkel im Zimmer. Nur das nahezu erloschene Kaminfeuer am anderen Ende des Raumes glimmte noch ein wenig. Die Stille hatte etwas Atmosphärisches, das Ian beruhigte und ihn rasch die Worte finden ließ, die ihm auf der Seele brannten.

Er saß an seinem Schreibtisch und formulierte sein Anliegen sorgfältig. Er benötigte keine der gasbetriebenen Lampen, um sehen zu können. Seine Augen funktionierten auch in völliger Dunkelheit ausgezeichnet und das war neben den Narben nur eine der Besonderheiten, die ihn zu einem zurückgezogenen Leben veranlassten.

Mit dem vor ihm liegenden Schriftstück war er im Begriff, ein Übermaß an Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, was ihm ganz und gar nicht behagte. Er lebte nicht ohne Grund in Abgeschiedenheit – fern von Politik und Wirtschaft.

Seufzend drehte er den Kopf und starrte auf den hellblauen Brokatvorhang, der den Blick auf die Themse verbarg, die träge an seinem Stadthaus vorbeifloss. Hinter dem dicken Stoff wusste er das Wetterleuchten, das den Himmel über London seit der Katastrophe grün färbte. Der Vorfall hatte das Leben aller In-selbewohner beeinflusst – Ians sogar nahezu zerstört.

Die Menschen verstanden ihn nicht; hielten ihn für sonderbar. Nicht wegen seiner Fähigkeiten. Diese waren seit Battersea keine Besonderheit, auch wenn niemand außerhalb dieses Gebäudes wusste, welche Gaben Ian genau besaß. Es war vielmehr sein Aussehen, das verschreckte. Silberne Narben furchten seine rechte Gesichtshälfte, sparten nur die Augenbrauen und die Lippen aus, als hätte eine Raubkatze ihn gezeichnet. Ein Geburtsmal, das sich nicht überschminken oder kaschieren ließ, es sei denn, er griffe auf die neumodischen Masken aus Leder und Eisen zurück, derer sich bisweilen der Hochadel bediente.

Dennoch war er sich darüber im Klaren, dass ihm diese Furcht ein gewisses Maß an Macht einräumte, auch wenn er nur selten davon Gebrauch machte. Deshalb lebte er als Eigenbrötler, der den gesellschaftlichen Verpflichtungen nur in einem Mindestmaß nachkam. Das gewaltige Erbe, das seine Familie ihm hinterlassen hatte, genügte, um seinen Lebensstandard zu sichern. Seine Ländereien brachten genug Ertrag, sodass er nicht gezwungen war, zu arbeiten. Er benötigte nicht viel, blieb bescheiden.

Der Brief jedoch könnte alles verändern. Ian stellte sich damit dem Licht der Öffentlichkeit in einer Weise, die er nie zuvor auch nur in Erwägung gezogen hatte.

Sein Blick zuckte zurück zu dem Stück Papier, die Lippen fest zusammengepresst.

Ian zögerte. Die Feder schwebte wenige Zentimeter über dem Tintenfass. Sollte er dieses Risiko tatsächlich eingehen?

Ian holte tief Luft und tauchte die Spule in die Tinte.

Ein Geräusch ließ ihn innehalten. Er neigte den Kopf zur Seite und lauschte. In der Halle wurde heftig diskutiert. Stirnrunzelnd fragte sich Ian, wer zu so später Stunde stören moch-

te. Er legte die Feder beiseite und stand auf, um nachzusehen, was da los war. Leise öffnete er die Tür einen Spalt.

Von unten vernahm er die Stimme seines Butlers Thorpe, der nicht glücklich über den nächtlichen Besucher zu sein schien. »Seine Lordschaft hat sich bereits zurückgezogen.«

»Wecken Sie ihn auf, verdammt noch mal! Ich stehe mir nicht länger die Beine in den Bauch. Ich bin hier auf Geheiß des Lordkanzlers persönlich!«

»Und wenn Queen Victoria Sie schicken würde, Sir: Lord Connery ist nicht zu stören!«

Ian lächelte. Thorpe war eine treue Seele und aus diesem Haushalt nicht wegzudenken. Einen Boten des Lordkanzlers abzuweisen, war jedoch eine sehr heikle Angelegenheit.

Ian dachte an den Brief. Für einen flüchtigen Moment fragte er sich, ob man beim SVY doch noch einen der seltenen Gedankenleser ausfindig gemacht und ihm auf den Hals gehetzt hatte, um ihn gegebenenfalls mit Gewalt zu rekrutieren. Wäre nicht das erste Mal, dass so etwas geschah. Einen Mann, der sich unsichtbar machen und durch Wände gehen, der im Notfall auch wenige Meter fliegen und unsichtbar kämpfen konnte, wäre die perfekte Waffe.

Er schüttelte den Kopf. Unwahrscheinlich. Dennoch war er neugierig, wie der Mann in der Halle Thorpe dazu überreden wollte, Einlass zu erhalten. Einfach die Treppe hinunterzuschleichen, kam jedoch nicht infrage, da die Männer ihn sonst sofort gesehen hätten.

Geräuschlos schloss Ian die Tür, dann lehnte er sich gegen das dunkle Holz und entspannte sich. Seine Atmung ging tiefer. Ein Herzschlag. Dann zwei. Beim dritten verkrampfte jede Sehne, jeder Muskel in seinem Leib, um zu verhindern, dass der Körper sich auflöste. Das Gefühl von tausend Nadelstichen zwang ihn, die Zähne zusammenzubeißen. Dennoch entrang sich seiner Kehle ein erstickter Schmerzenslaut, den er hinunterschluckte, um niemanden auf sich aufmerksam zu machen.

Ian ballte die Fäuste, hörte das unvermeidliche Reißen, das seine Gestalt in eine andere Welt entmaterialisierte. Seine Lunge

rang nach Luft. Seine Haut spannte sich. Dann endlich blieb nur noch der Umriss eines Menschen zurück, der sich nach und nach verflüchtigte.

Ohne sich von der Tür aufhalten zu lassen, glitt er als Phantom durch das Holz und die Stufen hinunter in die Eingangshalle, wo die Männer standen und noch immer stritten.

Thorpe hatte sich wie ein Fels vor dem nicht weniger stämmigen Besucher aufgebaut und versuchte, ihn daran zu hindern, die gewundene Treppe in den ersten Stock zu erklimmen. Trotz sichtlicher Verärgerung und hochrotem Kopf saß der schwarze Anzug des Butlers noch ebenso akkurat wie heute Morgen um acht Uhr, als er Ian das Frühstück servierte. Ein Gefühl der Zuneigung überschwemmte Ian für einen kurzen Augenblick, ehe er sich heranpirschte, um den Fremden näher zu betrachten.

Ian musste lächeln, als er im selben Moment erkannte, dass es sich bei dem unerwünschten Gast um den Scotland Yard Inspector Shawn Whiting handelte, über den er schon mehrfach in der Zeitung gelesen hatte.

Eine etwas korpulentere Statur blitzte unter dem langen Mantel hervor, gekleidet in dunkle Hosen, ein weißes Leinenhemd und eine Weste, die sich über seinem Bauch spannte. Der rotbraune Schnauzer zuckte, während der Inspector mit nicht verhaltener Wut und Verachtung wild gestikulierend auf Thorpe einredete.

Der Butler schien wenig beeindruckt. »Zum letzten Mal, Inspector: Lord Connery wird nicht geweckt!«

»Dann werden Sie ihm wohl oder übel morgen Früh Miss St.Claire als neuen Hausgast vorstellen müssen!« Der Inspector drehte sich zur Eingangstür und winkte eine dort stehende Person heran.

Diese schlug die Kapuze ihres dunklen Umhangs zurück und trat an Whiting's Seite. Es handelte sich um eine schlanke, junge Frau mit herzförmigem Gesicht, die Ian vage bekannt vorkam. Kastanienbraune Locken lugten keck unter einem zylinderförmigen Hut hervor, an dem ein Sichtnetz befestigt war, das ganz

offensichtlich nur der Zierde diene, denn es verbarg rein gar nichts von ihrem liebreizenden Antlitz. Zudem trug sie in Ians Augen viel zu enge Kleidung, die mehr betonte als verbarg, bestehend aus einer Hose mit aufgesetzten Taschen, einer weißen Bluse, über der ein Mieder spannte und kniehohen Stiefeln mit Absätzen.

Ians Herzschlag setzte für einen Moment aus. Diese Frau durfte nicht hierbleiben! Auf keinen Fall!

Ihr Blick ruhte leicht belustigt auf dem Inspector, während sie an seine Seite trat.

Scheinbar zufrieden wandte er sich wieder Thorpe zu. »Miss St.Claire kommt vom SVY und soll die Träume von Lord Connery überwachen.« Erklärend fügte er hinzu: »Wir suchen einen Schläger. Sie haben sicher davon gehört, was auf der Queen Victoria II geschehen ist.«

Thorpe wirkte, als habe Whiting ihm den Fehdehandschuh ins Gesicht geschlagen. Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzern. »Wollen Sie damit sagen, Sir, jeder Adlige dieser Stadt wird überprüft? Oder nur Lord Connery?«

Unbehagen malte sich auf Whitings Züge. Vermutlich war er es nicht gewohnt, dass Bedienstete derart für ihre Herren einstanden, wie Thorpe es für Ian tat.

»Sehen Sie, aus genau diesem Grund wollte ich persönlich mit ihm sprechen. Belange der Adelshäuser gehören nicht ...«

Das hätte er besser nicht gesagt, dachte Ian und verbiss sich ein Glucksen.

Thorpe schien einige Zentimeter zu wachsen. Er baute sich so vor dem Inspector auf, dass sich ihre Nasenspitzen nahezu berührten. »Ich genieße das volle Vertrauen meines Herrn, Inspector. Es gibt keinen Grund für Sie, mich nicht einzuweihen.«

Ehe der Inspector reagieren konnte, legten sich zierliche Finger auf dessen Oberarm. Als Miss St.Claire das Wort ergriff, tat sie es mit einer Unerschrockenheit, die Ian imponierte. »Mister Thorpe, verzeihen Sie, es handelt sich hierbei um eine reine Routinemaßnahme ...«

Thorpes Blick wurde, wenn möglich, noch kühler, obwohl

Ian auch Anerkennung für den Schneid der jungen Frau bemerkte. »Miss St.Claire, ich bedauere es sehr, Ihnen Ihre Illusionen rauben zu müssen. Aber ich bezweifle, dass dies Routine ist.« An Whiting gewandt bemerkte der Butler: »Lord Connery wird sich dem Gesetz beugen. Ich zeige Miss St.Claire ihre Räumlichkeiten. Falls Sie dennoch mit Lord Connery sprechen wollen, können Sie morgen wiederkommen, Inspector!«

Dieser war in der Zwischenzeit rot angelaufen. Eine Ader an seiner Stirn pochte und verbarg nur unzulänglich, dass er sich gerade schwer beleidigt fühlte.

»Egal, was Sie glauben mögen, Mister Thorpe. Ich bin fest davon überzeugt, Lord Connery weiß mehr über diesen Überfall, als er zugibt. Sie können ihn nicht immer beschützen. Sollte die Traumgängerin einen Beweis für seine Schuld finden, landet er im Tower!« Mit einer entschiedenen Geste setzte sich Whiting seinen Hut auf und wandte sich ab. Im Vorbeigehen murmelte er Miss St.Claire zu: »Ich will die Ergebnisse so schnell wie möglich. Sehen Sie zu, dass Sie den Kerl festnageln.«

Ian hörte jedes Wort, so nah war er der Frau in diesem Augenblick. Sie schien nicht halb so zerbrechlich wie die Damen der höheren Gesellschaft. Sie wirkte bezaubernd, als sie nickte. Ihre Augenfarbe konnte er nicht erkennen, doch ihre Züge dafür umso deutlicher: volle Lippen, fein gerundeter Amorbogen, energische Kinnlinie, Grübchen. Ian schätzte sie auf Anfang dreißig. Zu hören, dass Scotland Yard ihn von der Visional-Abteilung überprüfen ließ, schockierte ihn jedoch.

Glaubte Whiting ernsthaft, Ian sei der brutale Schläger, der eine arme Frau überfallen hatte? Oder war dies lediglich ein Ablenkungsmanöver? Eine Schikane, um ihn von seinem Vorhaben, sich in die Politik von Lordkanzler Pendergast einzumischen, abzubringen? Der Brief. Möglich wäre es.

Sobald der Inspector das Haus verlassen hatte, geleitete Thorpe den Gast zu einem der Zimmer. Nachdem der Butler ihr eine gute Nacht gewünscht hatte, machte er Anstalten, sich zu Ians Arbeitszimmer zu begeben.

Ian beeilte sich, vor ihm dort zu sein. Thorpe wusste zwar

von seiner Fähigkeit, sich in ein Phantom zu verwandeln, mochte den Vorgang aber nicht. Ian schlüpfte in sein Zimmer und setzte sich in einen der Sessel, die nahe dem Kamin standen. Dann zwang er seinen sichtbaren Körper zurück.

Keine Minute später klopfte es.

»Herein.«

Der Butler trat ein, blieb aber an der Tür stehen. Er zeigte keinerlei Anzeichen von Verwunderung darüber, dass kein Licht brannte. Er kannte Ian zu gut. »Mylord?«

»Ja, Thorpe?«

»Verzeiht, Mylord, doch wir haben einen unerwarteten Gast.«

»Ich weiß.«

Der Butler neigte den Kopf. »Ich gab ihr das Rosenzimmer. Ich hoffe, das war in Ihrem Sinne.«

»Natürlich. Sorge nur dafür, dass sie nicht auf eigene Faust durch das Haus schleicht.«

»Was ist mit den Traumgängen, Mylord?«

Ian seufzte. Wenn er richtig informiert war, mussten Traumgänger eine körperliche Verbindung zu demjenigen herstellen, dessen Träume sie überwachten. Ein Umstand, der ihm in vielerlei Hinsicht nicht sehr entgegen kam, auch wenn es sich dabei um eine äußerst reizende Traumgängerin handelte. »Darum kümmere ich mich, wenn es soweit ist. Bevor ich Miss St.Claire jedoch in mein Schlafzimmer bitte, will ich mehr über diese Frau erfahren.« Er erhob sich und trat zu Thorpe. »Geh schlafen, alter Freund. Es ist schon spät und ich glaube kaum, dass unser Gast vom SVY so dreist ist, ungefragt in meine Räume zu kommen.« Nein. Miss St.Claire schien gewieft und konnte ihren Mann stehen, sie wirkte jedoch nicht wie jemand, der ohne Rücksicht auf Verluste auf ihre Ziele zusteuerte. »Ich schließe dennoch sicherheitshalber ab.«

Thorpe nickte. »Belieben Sie mit Miss St.Claire zu frühstücken oder wollen Sie für sich bleiben, Mylord?«

Beim Gedanken an ein gemeinsames Frühstück mit der reizenden Miss St.Claire ertappte er sich dabei, dass er lächeln musste. »Ich denke, die Höflichkeit gebietet es mir, unseren

Gast angemessen zu begrüßen. Deck für zwei.«

»Sehr wohl, Sir. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Thorpe.«

Nachdem der Butler gegangen war, trat Ian ans Fenster. Er zog die Vorhänge auseinander und schaute auf die Themse. Sein Blick glitt wie von selbst von der unruhigen Wasseroberfläche hinauf zu dem grünen Wetterleuchten.

Wie anders sein Leben wohl verlaufen wäre, hätte es Battersea nicht gegeben. Womöglich wäre er einer netten Frau begegnet, hätte inzwischen geheiratet. Eine Frau wie ... Miss St.Claire? Ein unerwarteter wie unwillkommener Gedanke. Die Agentin bedeutete ihm nichts, er hatte sie gerade einmal kurz zu Gesicht bekommen, noch nicht ein einziges Wort mit ihr gewechselt, wieso also dachte er plötzlich an eine Familie mit ihr?

Entschlossen wischte er den Gedanken beiseite und drehte sich, als ein Pulsieren am Himmel ihn wieder zurückblicken ließ. Das Wetterleuchten schien ihn zu verhöhnen, wie es da am Himmel stand und flackerte. Ganz so, als habe es Ians Versuch, sich zusammenzureißen, gespürt.

Ende der Leseprobe

Romance Edition

Weil es kein schöneres Thema gibt als die Liebe

Mehr Infos über das Programm von Romance Edition findet
Ihr auf der Verlagshomepage:

www.romance-edition.com

Besucht uns auch auf Facebook:

www.facebook.com/RomanceEdition

Jahresprogramm 2014

